

Das Schnupfer-Collegium.

Eine Geschichte aus der Pophzeit von Sacher-Masoch. (Nachdruck verboten.)

Zur Zeit, wo sich die ersten drohenden Wolken der von Frankreich kommenden allgemeinen Umwälzung über den gepuderten und bezopften Köpfen Europas zeigten, war vielleicht keine zweite Stadt, selbst London nicht, so reich an lebendigen Originalen wie Wien.

Unter diesen Sonderlingen nahm der General Prinz von Erbach den ersten Platz ein, durch Geburt und Rang ebensoviele, als durch seine bizarren Neigungen und Eigenschaften.

Unter seinen vielen Passionen standen zwei oben an, die Liebe zu den Künsten und die Leidenschaft für den Schnupftabak.

Im einem geräumigen Zimmer stand in der Mitte eine lange, mit einem einfachen Wachstuch bedeckte Tafel, welche von bequemen Fauteuils umgeben war.

Der dem Sitze des Prinzen am oberen Ende war eine große silberne Dose in getriebener Arbeit aufgeschliffen, in der sich die Lieblingsmischung Erbachs befand.

Der Prinz empfing an dem Abend, wo die Sitzungen stattfanden, die Mitglieder des Collegiums, in dem ihrem hamulösen Cultus geweihten Raum.

Nach dem Dessert hielt das Collegium vor der großen Tabakdose seine eigentliche Sitzung ab. Verschiedene Themen, wie sie die Wissenschaft, die schönen Künste oder die politischen Ereignisse der letzten Woche ergaben, kamen zur Diskussion.

Ein Freund des Rationalismus, liebt er es, Alles auf natürlichen Wege zu erklären und verachtet die Ansicht, daß Moses, der nach seinem Dafürhalten zuerst das Kulturvolk und dann verschiedene Völker vollbracht habe, auch der Erste gewesen sei, der den Schnupftabak und seine Freunde gekannt habe.

Der Schnupftabak, behauptete der alte Sonderling erhalte den Geist, erliche die Seele und beruhige das Gemüth, im Besonderen der Aufklärung; vor ihm müßte die Finsterniß weichen, der Fanatismus die Waffen strecken.

Der Prinz verlangte der Schnupftabak, um richtig genossen zu werden, eine besagliche Lage in einem bequemen Lehnsstuhl. Während des Gens zu schnupfen bezeichnete er als plebejisch und roh.

Es galt als eine große Ehre, dem Schnupfercollegium und den Gesellschaften des Fürsten beigezogen zu werden. Verschiedene Vortheile verbanden sich mit dieser Auszeichnung.

Von den Musikern wurden nur bedeutende Compositionen vorgeführt und die Vorträge, die europäische Politik fanden ebenso, wie die Zustände des eigenen Lebens, eine maßvolle, geistreiche, auf reicher Erfahrung ruhende Auseinandersetzung.

Doch auch der Gammeln fand seine Rechnung, die Gourmands geizten darnach, zu den feinen trefflichen Soupers des Sonderlings zugezogen zu werden, denn bei Erbach wurde nicht nur mit Philosophie und Kunst geipelt, sondern auch mit Geist und Weisheit geessen und getrunken.

Der berühmte Sonderling besaß aber auch ein warmes Herz und da ihm selbst das Glück, einen Sohn, einen Erben seiner Ideen und Bestrebungen zu besitzen, verlag, so hatte sich seine ganze Liebe und Sorge seinem Neffen zugewendet, welcher Hauptmann im Regiment Gyarofsky war.

Diefer, von der Natur körperlich und geistig reichbegabte junge Mann von noch nicht ganz dreißig Jahren, war ein Liebling der Wiener Damemwelt und flatterte, ganz im Sinne des Fürsten, von einer Schönen zur anderen, ohne sich irgendwo zu binden, wenn auch manches ebensoviele als ichne Auge ihn zu fangen suchte, und mehr als eine kleine, weiche Hand ein Netz zu spinnen übernahm, aus dem er nicht mehr entkommen sollte.

Da beehrte Prinz Jeani eines Abends das Burgtheater und erblühte in einerloge des ersten Ranges eine junge Dame, welche sofort sein Interesse erregte und sein Herz kräftiger schlagen machte.

Sie hatte ihn bereits im Theater bemerkt, erkannte ihn wieder und schenkte ihm einen lächelnden Blick voll Huld und Schalkhaftigkeit. Prinz Emil folgte ihr und ihrer Beschützerin, einer alten Gräfin Saurau, bis zu der Wohnung der Letzteren, und als wenn das Fräulein — nur von dem Bedienten der Gräfin begleitet — den Heimweg antrat, grüßte er sie herzlich, nannte ihr seinen Namen und bot ihr den Arm. Sybilla lehnte diesen ab, aber nahm die Begleitung an. Man sprach über das Stills

und das Publikum und trennte sich vor dem Ganje in der Weißburgerstraße, in dem die Familie Kagenstein im dritten Stock ziemlich behaglich wohnte.

Den nächsten Tag rekonozirte Prinz Emil wiederholt in der Umgebung des Hauses, jedoch vergeblich, die Schöne ließ sich weder am Fenster noch auf der Straße blicken.

Glücklicher war der junge Held, als er am nächsten Sonntag vor dem Portal des Siephansdomes, kurz vor Beginn des Hochamtes Wache hielt. Sybilla kam, ein Gebetbuch in der Hand, an der Seite ihrer Mutter, lächelte, als sie ihn gewahr wurde und erwiderte seinen Gruß mit einem ermunternden Kopfnicken.

Bei einer von der Gräfin Saurau arrangirten Schillertanzpartie wurde dem Prinzen das beneidenswerthe Loos zu Theil, zum Cavalier Sybillas bestimmt zu werden. Auf der Rückfahrt beim keuschen Mondlicht fanden sich die Hände des jungen Paares unter dem Bärenfell, das ihre Knie bedeckte.

Der Dagefolz schien darauf erpicht, sich in Bezug auf seinen Neffen ebenso wäherlich und scrupulös zu zeigen, wie er es selbst gewesen war. Drei Dinge hatte er an Fräulein von Kagenstein auszufragen, ihre Armuth, ihr mittelmäßiges Französisch und ihre Nase.

Die letztere nannte er sogar ein Händhütchen. Prinz Emil kam Abends ziemlich gedrückt und kleinlaut zu den Eltern seiner Angebeteten.

„Ihr Oheim hat seine Einwilligung zu unserer Verbindung verweigert?“ sagte sofort Sybilla.

Der Prinz nickte. Das arme Mädchen setzte sich an das Fenster und wendete ihr Gesicht den Frostblumen zu, um die Thränen zu verbergen, welche ihre rötlichen Wangen herabfloßen. Wüthlich sprang sie auf, unter feuchtem Thranen lächelnd, und rief:

„Ich hab' es! Ich werde ihn doch noch zahn machen den alten Bären, ich werde schnupfen und nach Jobann in sein Collegium aufnehmen lassen. Wir werden sehen, ob er mir dann noch widerstehen kann.“

Prinz Emil theilte ihr nun Alles mit, was er in verschiedenen Sitzungen des Collegiums über die Kunst und den feinen Anstand des Schnupfens erlaucht hatte, und am folgenden Vormittag kaufte sich Sybilla eine kleine Tabatiere, füllte sie mit der ungeschätztesten Sorte Schnupftabak und nahm feierlich vor ihrem Spiegel die erste Priie.

Als sie Abends mit ihrem Vater vor dem Brett saß und eben einen Raich maach, geschah etwas ganz Unerwartetes. Der General Fürst Erbach in Person kam, um die Angelegenheit seines Neffen zu ordnen. Man empfing ihn halb erschreckt und halb respektvoll. Der Sonderling nahm Platz, hing seinen Hut auf sein spanisches Rohr, zog seine kleine Tabatiere hervor, nahm eine Priie und betrachtete dann die erröthende Sybilla aufmerksam.

„Ich muß zugeben“, sagte er endlich, „daß mein Neffe einen guten Geschmack hat, aber bei aller Courtoisie für das Fräulein kam ich nicht umhin zu erklären, daß sie doch keine Partihie für ihn ist und deshalb bitte ich, schon um Ihres Rufes willen, seine ferneren Besuche nicht mehr zu dulden.“

Nachdem der General geendet hatte, verneigte sich Sybilla stumm und verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu erwidern.

„Was hat denn das Mädchen?“ fragte der Sonderling, „weßhalb giebt sie mir keine Antwort und läuft so ohne Weiteres hinaus?“

„Das arme Kind steht wohl jetzt in irgend einem Winkel!“ jagte die Mutter, „und weint sich aus.“

„Das wäre doch —“

Der Fürst erhob sich und folgte rasch der anmuthigen Sybilla, aber statt mit dem Tuche vor den Augen, fand er sie im Nebenzimmer im Begriff, aus ihrer kleinen Dose eine Priie zu nehmen. Daß sie statt in Thränen ihren Trost in der Tabatiere suchte, entzückte den Sonderling so sehr, daß er sie ohne viel Worte zu machen, beim Kopfe nahm und küßte.

„Nun haben Sie mich heute schon zweimal beleidigt, Herr General“, sagte Sybilla rasch, „ich verlange Satisfaction!“

„Bitte befehlen Sie!“

„Ich will Mitglied Ihres Collegiums werden.“

„Wird mir eine Ehre sein und das größte Pflichtverbreiten.“

Damit war die Sache abgemacht und als das Collegium das nächste Mal versammelt war, rauchte zuletzt Fräulein von Kagenstein hinein, nahm mit jugendlicher Grazie den ihr vom General an seiner Seite angebotenen Sitz ein und stellte ihre kleine Tabatiere vor sich auf den Tisch. Bei der ersten Priie, die sie nahm, hatte sie den Tage-

Holla bereits entworfen, bei der zweiten schien sein Herz vollständig besetzt.  
„Ach, ich sehe, daß ich in der Kunst des Schnupfens noch manches zu lernen habe“, sprach er mit einem galanten Lächeln, „hier habe ich meine Meisterin gefunden, welche in ihrer Tabatiere die Geschosse Amors mit dem Stichel der Venus vereint und auschnupfend zu ihren Sklaven macht, denn wer könnte ihr widerstehen, wenn sie die beiden Elfenbeinfingerringen zu ihrem Näschen führt?“  
„Sie, mein verehrter General“, erwiderte Sybilla, „denn Sie wollen mir Ihren Emil nicht zum Manne geben, und was Sie von meiner Nase gelagt.“  
„Weiß sie das auch, die Hege“, rief Erbach laut lachend, „ja das fordert freilich eine ernste Genugthuung. Gut, Sie soll ihn also haben, meinen Emil, aber unter einer Bedingung.“  
„Ich nehme Sie an.“  
„Daß Sie mit dem Emil auch zu der edlen Kunst des Schnupfens bekehrt.“  
„Mein Wort“, rief Sybilla, „und ich hoffe, daß er meiner Erziehung Ehre machen wird.“

### Die Tasse des Prinzregenten. (Schluß.)

Da schalt ihm von unten herauf etwas entgegen, was ihn fast unfluthen macht: „Über bitt' ich schön“, so antwortete das polnische Dienstmädchen, „die Herren Prinzen trinten Kaffee ihriges gleich hier in Kuchel (Küche).“  
Flugs eilt der halb verzweifelte Korbjuhn hinab und — siehe da! — rechts und links, in allen Ecken und in den Nebenräumen der Küche — überall sieht er betrogene Leihjäger mit ihren Federhüten — die trinken aus goldenen Tassen den bürdenden, für die hohen Herrschaften bestimmten Wokka. Den armen Mann droht der Schlag zu treffen um so mehr, als man oben bereits ungeduldig des Kaffees harret. Der alte Herr von vornhin kommt persönlich nach der Küche geeilt, sich zu erkundigen — die Leihjäger von den Prinzen, die in der Küche ihren Kaffee verzeyren, geht von Mund zu Mund, ein Theil murr, der größere lacht und viele von den hohen Herren, unter ihnen der hochselige Prinz Carl, begeben sich nun auch nach der Küche, um sich diese Kapitalköchin näher zu betrachten.

„Na — ich kann wohl meinen Kaffee auch hier einnehmen?“ sagte Prinz Carl gutgelaunt zu dem bürdenden Polackin.

„Nein“, erwidert diese, vor Aerger über ihren Mißgriff und über die Schelte, welche sie seitens ihres Herrn bekommen hatte, weinend „nein, aber hier kriegt Niemand mehr Kaffee — weil ich nicht mehr drauf rein — und wenn Sie haben noch einmal so viel goldene Bunte auf Noth, Leihjäger kriegt er nicht!“

Lachend gingen die hohen Herren wieder nach oben. Nun aber kam im höchsten Grade ärgerlich der Kammerdiener S. königliche Hoheit — Engel — in die Küche herabgeht und mit den Worten: „So etwas kann aber auch nur in so einer — polnischen Kuchel vorkommen“, demüthigte er sich der Kaffeezimble, machte eine entsprechende Portion, brühte den Kaffee, nahm eine schlichte, einfache, weiße Tasse, schüttete sie voll und auswendig: „Nach da, Kaffee für Seine königliche Hoheit“ brach er sich in dem Gewirre Bahn. Auch die Herren des Gefolges bekamen dann bad ihren Kaffee und dankt der Thätigkeit der Köchin aus der goldenen Glanz, welche für pünktliche Fertigkeit der diversen Braten und Aufschneide Sorge getragen hatte, und welcher die Herren Leihjäger weniger imponirt hatten als ihrer polnischen Kollegin, nahm das Dejeuner nimmehr seinen ungehörten Verlauf, und unser Freund Korbjuhn atmete endlich wieder erleichtert und frei auf. Ja, als dann nach aufgehobenem Frühstück sich die hohen Herrschaften reiferfertig machten, und S. Excellenz der Herr Hausminister jagar zu ihm herantrat und ihm bedeutete, daß S. königliche Hoheit mit dem Gebotenen und Genossen höchst zufrieden gewesen, da schien er in allen Himmeln zu schweben. Auch dem Herrn Inspektor mit der funkelnden Uniform wurden einige schmeichelhafte Worte des Dankes ob der prächtigen Dekoration des Wahnhofes zu Theil — „Sie nahm sich ganz allerliebste aus“, bemerkte S. Excellenz, „überraschend schön.“

„D“, dachte der Herr Inspektor für sich, „wie ganz allerliebste würde sie sich auch bei mir ausnehmen, überraschend schön“, und dabei fuhr er auch diesmal auf die linke, ach, so glatte Brustseite. Der Prinz-Regent verabschiedete sich nun herzlich vom Prinzen Höhenlohe und handwusch mit dem Offizierscorps und dem anwesenden Bürgermeister, dankte mit dem Kopfe freundlich nickend dem Durchlaufenden Publikum — und gleich darauf verließ der Jag nach etwa zweistündigem Aufenthalt den Wahnhof heimlich.

„Korbjuhn, Menschengrund!“ so stürzte der Bürgermeister in den Saal erster Klasse, bester Korbjuhn, nicht wahr, Sie überlassen mir die Tasse hier, aus welcher S. königliche Hoheit Kaffee getrunken hat?“  
„Die Tasse?“ erwiderte Korbjuhn, „ich weiß, daß ich der hohen Obrigkeit Gehorsam schulde, aber bei dieser Tasse hört er auf. Nein, Herr Bürgermeister, diese Tasse bekommen Sie nicht — sie soll das werthvollste Kabinetsstück des Hauses Korbjuhn bilden.“

„Nimmant dem vielen Sag, welcher sich noch in der Tasse befindet?“ fragte das Stadtoberhaupt, etwas spöttisch in die Tasse hineinblickend, „königliche Hoheit müssen sich über diesen Kaffee sehr geireut haben.“  
„Mein Wort“, rief Korbjuhn, „in der That — es ist entsetzlich — diese Menge Kaffees — Herr Engel bezog zu trichern! Doch geschehen ist geschehen. Um eines aber bitte ich Sie, Herr Bürgermeister, und das ist, daß

Sie mir amtlich bestätigen, daß dies die Tasse ist, aus welcher S. königliche Hoheit, der Prinz-Regent von Preußen am 28. Oktober 1860 Kaffee getrunken hat.  
„Das will ich gerne thun“, sagte der Bürgermeister und erfüllte den Wunsch Korbjuhn's.

Vorstehende kleine Geschichte erzählt ich — der Erzähler derselben — gelegentlich einer liturgischen Anwesenheit in C., woselbst der Held der Historie, Herr Korbjuhn, als woblbestallter Mentier anfänglich ist, aus dessen eigenem Munde und konnte mir's nicht verjagen, die historische Tasse sammt dem 25 Jahre sich in derselben befindlichen, eingetrockneten Kaffeesatz einer näheren Besichtigung zu unterziehen. Im Innern dieser unter Sturzglas aufbewahrten Tasse sieht man in Goldbuchstaben:

Am 28. Oktober 1860 trant Se. Kgl. Hoheit der Prinz-Regent bei einem seiner treuesten Unterthanen aus dieser Tasse, auf dem Wahnhof zu Glesch bei S. W. Korbjuhn.  
„Eine große Hauptfahle hast Du aber beim Erzählen der Geschichte doch vergessen“, so sagte leise und fast verschämt Frau Korbjuhn zu ihrem Gatten, als derselbe gedenkt hatte.

„Eine Hauptfahle vergessen?“  
„Nun ja, wenigstens für mich eine Hauptfahle. Du hast nämlich vergessen, zu erzählen, daß, wenn diese Tasse nicht existirte, ich auch niemals Dein Brauchen geworden wäre.“

„Ei, dann heraus damit, Herr Korbjuhn“, rief ich — „die Sache wird ja immer interessanter.“

Und so erzählte dem Herr Korbjuhn das Weitere: „Drei Jahre nach dem königlichen Dejeuner mit Hindernissen starb mir meine Frau und 16 Monate später stand ich — ist einem Restaurateur doch eine Hausfrau unbedingt nöthig — wieder auf dem Punkte, mich zu verloben. Meine Zukünftige war ein hübsches, geheiltes, und auch ziemlich vermögendes Mädchen aus guter Bürgerfamilie — aber — eigenfönnig. — Alles sollte einzig nach ihrem Willen gehen. Sie legte den Tag der Verlobung fest; ich hatte begehrt nichts entgegenzuhaben, ich ließ ihr in allen Dingen freien Willen! Da überkam sie aber plötzlich einen Tag vor der Verlobung eine eigenfönnige Capricie. „Hörst Du“, sagte sie, — morgen bei unserer Verlobung, da trinke ich zur Feier des Tages aus der Tasse, aus welcher der König jenseitig als Prinz-Regent getrunken hat.“

„Mein Kind, was Du da verlangst“, erwiderte ich, „ist ganz und gar unmöglich.“

„Und warum das? Eina weil der Kaffeesatz noch drinnen ist? Bah — ich würde die Tasse rein aus.“

„Was? Wie?“ rief ich — „die Tasse darf Niemand anrühren; mein König trant daraus, verzehre, aber den Willen kann ich Dir nicht gewähren.“

„Dann liebt Du mich also nicht?“ —  
„Was hat die Tasse mit unserer Liebe — sie hat höchstens etwas mit jener zu meinem König zu thun.“

„Allo Du erlaubst mir nicht, aus der Tasse zu trinken?“  
„Nein, mein Kind, laß' doch diese kleine Capricie.“

Sie antwortete kein weiteres Wort und ging ab. Noch am selben Tage erhielt ich einen Brief, in welchem sie mir sagte, daß wir uns nimmer verstehen würden — sie liehe daher davon ab, sich mit mir am kommenden Tag und überhaupt zu verloben. Wida! das war das Ganze. Mein Gram um das kleine, eigenfönnige Ding war bald vermindert; — ich lernte schnell ein noch hübscheres und weniger eigenfönniges Mädchen kennen, lieben, — und heirathete sie. Und weder ich — noch sie hat es je be-, daß es so gekommen ist. Nicht wahr, mein Vieschen?“

Sie reichte ihm küßend die Hand als Bezeugung des von ihm Ausgesprochenen. „Ja, ja, das hat alles die Tasse mit ihrem Kaffeesatz gethan“, so schloß Herr Korbjuhn und gab mir die Erlaubniß, die Geschichte so wahrheitsgetreu zu erzählen, wie ich sie zu erzählen nicht befehligt habe.

### Volkslieder der Zigeuner

veröffentlicht in Umsprache und Uebersetzung Dr. Heinrich von Wilsdorf in der „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft“. Einzelne Strophen dieser unwürdigen Poesie finden wir in der „Täglichen Rundschau“ abgedruckt.

Da klagt ein alternder Zigeuner:  
Meine Jugend seh' ich sich'n,  
Wetter Wegs muß ich noch zieh'n,  
Was da ich erred' mein Grab,  
—  
Dne daß ich Stiebel hab',  
Welch send' mir, o Gott, bei Zeit,  
Daß ich ja nicht ohne Kleid,  
—  
Nacht, wie ein Zigeunerndicht  
Irete vor Dein Angesicht!

Recht aufdringlich spricht ein weiteres Lied sich über die Arbeitschen und eine bestimmte unlaute Erwerbsquelle der Zigeuner aus. Es lautet:

Wenn die Vorrath's mich ausgeh'n,  
Müssen wir nach Arbeit seh'n!  
Seine Hoheit unser Rauch  
Wünsch ja Fleisch und Brantwein auch  
Unter Hände rufen nicht,  
Arbeit ist in ihre Pflicht!  
Geben oft schon Tag und Nacht  
In der Arbeit angebracht!  
Ist die höchste Noth schon naß,  
Stahlen sie auch die und da!

Lassen wir nun einen Musikanten zu Wort kommen, so finden wir, daß die zigeunerischen Musikanten mit denen der übrigen Völker wenigstens einen Berührungspunkt haben, den Dicit. Der lustige Musikant singt:

Meine Geige hat zwei Geisler,  
Die beinade mein Herz verzeyren:  
Dicit und Liebe heißen die Geisler,  
Die mich Musikanten begleiten.

Den Gedanken, der auch bei unseren Dichtern sich findet, daß die Liebe Alles in verkümmert und eigentlich erst schönlich und richtigen Lichte zeigt, drückt die Zigeunerin so aus:

„Von des Kusses warmem Hauch  
Sich ergrüht bald jeder Strand;  
Widern wird er doch erst dann,  
Wenn mich herzt ein schöner Mann.“

Eine andere Zigeunerin plaudert in anerkennenswerth aufrichtiger Weise über ihre Grundsätze in Bezug auf die Liebe und Treue Folgendes aus:

„Auf dem Frede wächst die Würde über Noth,  
Einen Nina hat mit mein Liebest jetzt gebracht.  
Wär der King aus laut'rem Gold,  
Wich' ich ihm auch treu und hold.  
Nacht ist, ach! das Ringelich,  
Meine Lieb wird auch so sein.“

Recht zum Herzen sprechend ist folgende Klage eines lebensmüden Zigeuners, mit welcher wir diese Strophen abschließen wollen:

„Heimatlos bin ich all und alt,  
Und der Wind bläst, ach! so kalt!  
Bei der warmen Feuerstüb  
Sorgenlos der Reiche ruht!  
Gleich den Mäulen seh' ich nur,  
Bald in Haus, bald auf der Flur;  
Jemandem der sanfte Tod  
Erbitzt meine bittere Noth.“

### Mannigfaltiges.

Säcular- und Semisäculartage.  
Februar 1888.

5. 5. Februar 1788. Geb. Sir Robert Peel, berühmter englischer Staatsmann, seit 1809 im Staatsrath, 1810-46 in der Regierung, mehrfach Minister und Ministerpräsident, besonders hervorragend durch Bekämpfung und Beilegung des englischen Schutzsystems, f. 2. Juli 1850.
6. 6. Februar 1488. Die Bürger von Brügge loden während eines Kruges den deutschen König Maximilian in ihre Stadt, nehmen ihn gefangen und lassen ihn erst nach Monaten gegen wichtige Zugeständnisse wieder freisetzen.
6. Februar 1788. Geb. zu Tiet (Naber Comitat) Carl Friedrich, ungarischer Dichter, Schöpfer des ungarischen Nationaldramas, 1806-1809 in Kriegszeiten, dann in Wien, seit 1817 Professor an Friedrichs U. Br. f. 24. August 1874, zu Gorchheim bei Wien; gab auch verschiedene geschichtliche u. Werke heraus.
7. 7. Februar 1788. Einweihung einer Kapelle unter dem englischen Gouverneur M. Phillip für die neue englische Kolonie in Australien vom Kap York bis zum Sydney mit den anliegenden Inseln.
7. Februar 1833. Geb. zu Leipzig Carl Mendelssohn-Bartholdy, deutscher Violoncellist, ältester Sohn des Ministers Felix M.-B.; seit 1864 Privatdozent für Geschichte in Heidelberg, seit 1867 Professor an Friedrichs U. Br. f. 24. August 1874, zu Gorchheim bei Wien; gab auch verschiedene geschichtliche u. Werke heraus.
9. 9. Februar 1788. Krönungsfeier Josephs II. von Oesterreich an die Woiwode der Krone, in welchen auch Rußland theilnahm, mit welchem Oesterreich seit 1791 durch Leopold II. der Friede von Sistown geschlossen.

Zugehen, der mit Victor Hugo im persönlichen Verkehr gestanden hatte, erzählt von ihm nach den Erinnerungen an Zugenien, welche Herr J. Raulowitsch kürzlich in Paris erwidern ließ, folgende hübsche Anekdote: „Das ist ein Mensch, dem ich das Leben verdanke. Er ist beständig und so unruhig, daß seines Gleichen schwer zu finden ist. Er kennt keine Trennung und hat nicht einen einzigen fremden Dichter gelebt. Eines Tages sprachen wir von der deutschen Poesie. Victor Hugo, der nicht liebt, daß man dieses Thema vor ihm aufschlage, schämt mir das Wort ab, indem er ansieht: „Gibst du dieses Wort in der „Wallenstein“. — „Bardes Meister, Wallenstein“ ist nicht von Götze, sondern von Schiller.“ — „Das ist Alles ein; ich habe weder den Götze noch den Anders gelebt; aber ich kenne ich besser als Einer, der ihn auswendig weiß.“

### Aus Gallicischen Dichterkreisen.

An meine Marie.  
Die du in Hoffenstehst,  
Mich sehr gemüthlich,  
Leg an dein Brautgeldmilde  
Und sei mir wieder Gast  
Beim Klang von Stahl und Eisen  
Nicht da von mir hinaus,  
Der Ton der alten Weisen  
Lied' wieder dich in's Haus.

Schon stiftst du mein Verlangen  
Und nimmst mit linden Tritt.  
Du nimmst, als du gegangen  
Mir meine Seele mit.  
Mir Weisen stiftst ich wieder  
An deinem Karren Glut.  
Im Feuerquell der Eber,  
Worin mein Leben ruht.

Mit deiner Worte Frieden  
Verklärst du wunderbar,  
Was ich von dir begehren  
Nur uns beschloffen war.  
Begraben ist's, vergessen  
Im tiefsten Waldesdorn.  
Um dich ans Herz zu pressen,  
Um eins mit dir zu sein. R. Gr.

### Dechiffir-Aufgabe von Marie Krüger.

14 10. 14 8 6 1. — 3 2 14 16 8 9 9 16. — 1 2 14. — 9  
3 6 14 21 24 26. — 23 10 14 2. — 6 18 11. — 24 10 2 21  
24 14 16 2 9. — 9 18 16. — 20 8 1 1. — 24 10 21 24 14 16  
2 11. — 15 11 2 8 14. — 4 9. — 4 3 7 11 18 6 1. — 3 23  
18 2 24 16. — 1 8 2. — 4 23 15 2 6 11 10 14 2. — 18 6 1.  
— 24 4 11 16. — 3 2 8 9. — 16 10 1. — 1 4 14. — 2 1 2  
23 20 2 8 14 5.

### Schöpfung aus Nr. 5.

1. Silbenaufgabe: Orient, Sibach, Irene, Ebro, Rad, Urbino, Naqar, Dänemar, Spofes, Genie, Wupper, E. Deben, Miede, Timor. (Weir und Schwert. — Theodor Körner.)  
2. Logarithm: Birle, Birne.

### Storchenbened.

Familie Krüger, Selma B., Bruno M. wohnt in 2., Laura Fabricius in 3., alles richtig. B. Schöne, Anna R. 1 richtig. Franziska Berger in 4. Fernand Gauer, M. Richter, K. Bauer, D. Schöke, R. S., Anna G. 2 richtig. Helene Richter, so nicht richtig, wie sie sein, wie zu ändern. Louis G., gar zu leicht und darum nicht zu denken.

Beantwortlich Julius Mundel. — Bildliche Buchdrucker (R. Rietschmann) in Halle.